

Benjamin Piwko
Man hört nur mit dem Herzen gut

mosaik

Benjamin Piwko

Man hört nur mit dem Herzen gut

Was Hörende von Gehörlosen lernen können

mosaik

Alle Ratschläge in diesem Buch wurden vom Autor und vom Verlag sorgfältig erwogen und geprüft. Eine Garantie kann dennoch nicht übernommen werden. Eine Haftung des Autors beziehungsweise des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist daher ausgeschlossen.

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe November 2019

Copyright © 2019: Mosaik Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Illustrationen: niklas pelle fuchs

Umschlag: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Katrin Schöning, Hamburg
Umschlagmotive innen: Benjamin Piwko privat

Konzept und Mitarbeit Text: Lisa Bitzer

Lektorat: Christiane Bernhardt

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

GS · CB

ISBN 978-3-442-39368-8

www.mosaik-verlag.de

Für euch

Inhalt

Vorwort	9
Der Flügelschlag eines Schmetterlings	15
Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg	41
Hand aufs Herz	63
Jenseits der Stille	79
Wenn's einfach wär, würd's jeder machen	101
Ich sehe was, was du nicht siehst	123
Zusammen ist man weniger allein	145
Über sieben Brücken musst du gehn	163
Darf ich bitten?	191
Das Leben will getanzt werden	213
Ich bin Benjamin	235
Danksagung	239



Hallo

Vorwort

»Sie haben einen Tumor an der Lunge. Sie müssen sofort operiert werden.«

Ich weiß nicht, wie oft ich den Satz in der letzten halben Stunde in meinem Kopf wiederholt habe. Ich habe einen Tumor an der Lunge. Einen verdammten Tumor.

Deshalb hatte ich in den vergangenen Tagen so furchtbare Schmerzen beim Atmen. Das Gefühl, als würde etwas im Inneren meine Lunge auffressen. Ich habe schlecht Luft bekommen: weil dieser Tumor eine Lungenembolie ausgelöst hat. Beinahe wäre ich erstickt – nicht mehr viel hat gefehlt. Und das, obwohl ich seit fast zwei Wochen im Krankenhaus liege.

Vor dem Fenster wird es bereits dunkel. Es ist Adventszeit, in vielen Fenstern sieht man Kerzen. Die Stimmung ist feierlich. Nur Veronica und mir ist überhaupt nicht nach Feiern zumute. Ich bin unendlich dankbar, dass meine Frau ununterbrochen an meiner Seite ist, so wie jeden Tag, seitdem ich eingeliefert wurde. Ohne sie wäre ich verloren. Sie spricht mir Mut zu. Kümmert sich um alles. Sie ist die Einzige, die mir wirklich zuhört und die mir glaubt. Viermal war ich in den vergangenen Wochen schon im Krankenhaus, viermal wurde ich wieder weggeschickt. Erst jetzt,

beim fünften Mal, nimmt man mich ernst. Und jetzt geht es um jede Sekunde.

Die Botschaft des Arztes musste mir Veronica noch einmal in Gebärden übersetzen, weil ich einfach nicht glauben konnte, was ich von seinen Lippen ablas.

»Sie haben da etwas in der Lunge, möglicherweise einen Tumor, der vermutlich eine Lungenembolie ausgelöst hat. Wir müssen Sie in ein anderes Krankenhaus verlegen. Dort werden Sie sofort operiert.«

Seit Tagen liege ich jetzt in dieser Klinik. Seit meiner Einlieferung frage ich nach einem MRT. Aber die behandelnde Ärztin hat immer nur gesagt, das sei nicht nötig. Ihre Erkältung rettet mir jetzt vielleicht das Leben. Denn nur, weil sie krankheitsbedingt ausgefallen ist und von einem Kollegen vertreten wird, habe ich heute früh das MRT bekommen, nach dem ich die ganze Zeit verlangt habe. Das MRT, auf dem der eventuelle Tumor an meiner Lunge zu erkennen ist. Das MRT, das hoffentlich nicht zu spät gekommen ist.

In den letzten Wochen habe ich mich oft gefragt, warum es im Krankenhaus keinen Dolmetscher für deutsche Laut- und deutsche Gebärdensprache gibt. So oft habe ich in meinem Leben schon verflucht, dass ich nicht hören kann wie die meisten anderen Menschen. Aber in den vergangenen Tagen war es besonders schlimm. Obwohl ich sprechen kann, hatte ich das Gefühl, mir kein Gehör verschaffen zu können. Und auch wenn ich in der Lage bin, von den Lippen abzulesen, spürte ich doch, dass ich immer nur die Hälfte mitbekam.

Mein Krankenhausaufenthalt ließ mich außerdem immer wieder an die Menschen in meinem Leben denken, die in den letzten Jahren gestorben sind – an Krebs. Sie sind heute meine Schutzengel, da bin ich sicher. Mein bester Freund, aber vor allem meine Mutter. Ihr Tod kam so schnell. Da war ein Tumor in ihrem Gehirn, der zu spät erkannt wurde und bereits gestreut hatte. Ein paar Monate nach der Diagnose war sie tot.

Ob es mir genauso ergeht?

Zwei Schwestern in grünen OP-Kitteln kommen herein. »Wir nehmen Sie jetzt mit in die Anästhesie«, lese ich von ihren Lippen ab.

Meine Frau tritt an mein Bett. Sie küsst mich, drückt voller Sorge meine Hand. Ihr Blick ist tränenverhangen, doch sie lächelt. »Wir sehen uns in ein paar Stunden. Ich verspreche dir, ich werde hierbleiben.«

Dann wird mein Bett hinaus in den Flur geschoben. Ich starre an die Decke, wo die Neonröhren vorbeifliegen. Es geht durch Gänge und Türen, mit dem Aufzug fahren wir in ein anderes Stockwerk. Der Geruch verändert sich, hier oben riecht es nicht nach Putz-, sondern nach Desinfektionsmitteln. Und es stehen viel mehr technische Geräte herum. Keine Bilder hängen mehr an den Wänden. Keine Pflanzen stehen in den Fenstern. Aber die Neonröhren sind die gleichen.

Ein Arzt beugt sich über mich und sagt offenbar etwas zu mir. Doch er trägt einen Mundschutz.

»Ich bin gehörlos. Ich kann Sie nicht verstehen«, sage ich und zeige dann auf meinen Mund. »Ich muss Ihre Lippen sehen, dann kann ich von ihnen ablesen.«

Der Arzt nimmt den Mundschutz ab. Er lächelt, stellt sich vor, sagt, dass er meine Narkose überwache. Dann legt er mir einen Zugang in die Vene und verabreicht mir ein leichtes Beruhigungsmittel. Meine Gedanken schweifen ab. Immer wieder denke ich an die Antwort meines behandelnden Arztes, als ich ihn fragte, ob ich überleben würde. Er sagte: »Das kann ich leider nicht versprechen.«

Ich blinzele gegen das grelle Licht. Meine Lider werden schwerer. Ich habe Angst, dass es zu spät ist, dass ich die Krankheit nicht überleben werde. Ich fürchte mich davor, Veronica nicht mehr wiederzusehen. Aus der Operation aufzuwachen und dieselbe Diagnose wie meine Mutter zu bekommen. Oder ein anderer zu sein. Wird mich der Eingriff verändern? Werden sie den Tumor entfernen können? Und kann ich wieder gesund werden?

Der Narkosearzt erscheint noch einmal. Diesmal hat er den Mundschutz gleich weggelassen. »Herr Piwko, wir fangen jetzt mit dem Anästhetikum an. Können Sie mal von zehn rückwärts runterzählen?«

»Zehn ...«

Ich habe einen Tumor an der Lunge.

»Neun ...«

Ich werde gleich operiert.

»Acht ...«

Ich will nicht sterben.

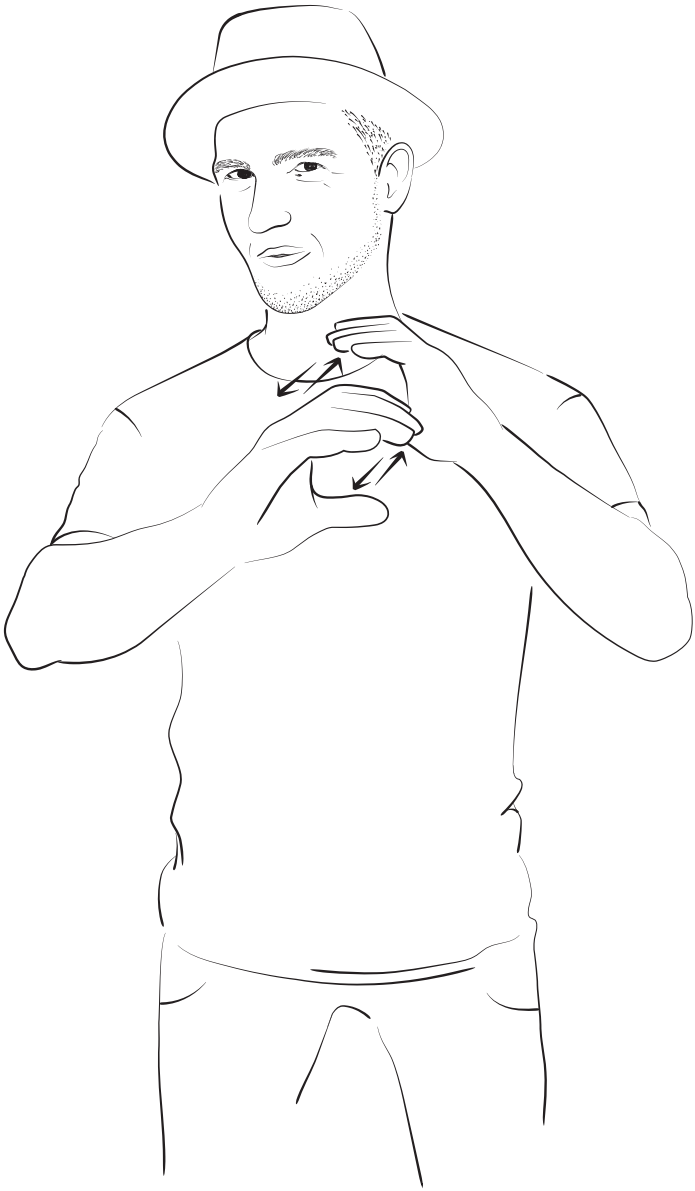
»Sieben ...«

Ich will nicht sterben!

»Sechs ...«

Dunkelheit.





Kommunikation

Der Flügelschlag eines Schmetterlings

Als ich acht Monate alt war, veränderte sich meine Welt für immer – und zwar ohne dass ich es auch nur bemerkte.

Meine Mutter war mit mir auf dem Spielplatz, ich buddelte im Sand und spielte fröhlich vor mich hin. Nach einiger Zeit rief sie meinen Namen, doch ich reagierte nicht. Sie ging auf mich zu, rief immer wieder: »Benjamin! Benjamin!« Zuerst nahm sie wohl an, ich wäre in mein Spiel mit den Förmchen versunken. Doch als Medizinerin kam ihr meine fehlende Reaktion merkwürdig vor, also brachte sie mich zum Kinderarzt.

Sie berichtete ihm von einer Erkältung, mit der ich mich seit ein paar Tagen herumschlug. Eine laufende Nase, leicht erhöhte Temperatur in der Nacht – alles ganz normal für ein Baby und eigentlich kein Grund zur Beunruhigung.

»Aber er scheint ein Problem mit dem Gehör zu haben«, erklärte sie dem Kinderarzt, »er hat gestern und heute nicht auf seinen Namen reagiert, als ich ihn gerufen habe.«

Der Arzt nahm eine Triangel aus einer der Schubladen seines Schreibtischs und ließ sie erklingen. Beim ersten

Ton kam von mir keine Reaktion – dann jedoch sah ich wohl aus dem Augenwinkel den zweiten Schlag und drehte meinen Kopf in seine Richtung.

»Sehen Sie«, meinte der Arzt zu meiner Mutter. »Alles ganz normal.«

Es war nur ein kleiner Moment. Eine Unachtsamkeit des Arztes. Vielleicht hatte er schon zweihundert andere Kinder mit einem ähnlichen Befund richtig diagnostiziert. Vielleicht war ihm ein Fall wie meiner tatsächlich noch nie untergekommen. Vielleicht hatte er auch einfach einen schlechten Tag und wollte bald Feierabend machen. Aber seine Entscheidung veränderte mein Leben und das meiner Mutter von Grund auf und für immer – wie der sprichwörtliche Flügelschlag eines Schmetterlings, der hundert Kilometer weiter einen Orkan auslöst.

Er schickte meine Mutter mit mir nach Hause. Die Erkältung wurde schlimmer, und sie brachte mich schließlich ins Krankenhaus. Ich bekam eine Infusion mit einem Medikament, das die Virusinfektion bekämpfen sollte. Mehrere Tage und Nächte wachte meine Mutter in großer Sorge neben mir am Krankenbett – es ging um alles oder nichts. Das erste Mal in meinem noch so kurzen Leben. Ich war in schlechter Verfassung, denn ein solch kleiner Körper steckt eine so heftige Infektion nicht einfach weg. Schließlich wirkten die Medikamente jedoch – und ich war über den Berg.

»Ihr Sohn hat Glück gehabt«, sagte der behandelnde Arzt in der Klinik. »Das hätte auch ganz anders ausgehen können.«

Allerdings hatte mein Überleben einen Preis gehabt. Denn die Infektion hatte meinen Gehörnerv angegriffen und ihn irreparabel geschädigt. Ich hatte überlebt. Doch ich war innerhalb weniger Tage ertaubt.

Seitdem lebe ich in einer stillen Welt.

Ich höre keine Hupen, keine Fahrradklingeln, keinen Laubbläser, keinen herannahenden Zug, kein Kindergeschrei, keine Bohrmaschinen und keinen Streit in der Nachbarwohnung. Aber auch keine Musik, kein Meeresrauschen, keinen Wind in den Bäumen, keine zärtlichen Worte, kein Knirschen von frisch gefallenem Schnee, wenn man darüberläuft, kein Gluckern von Wein, der aus der Flasche fließt, kein Knistern eines Feuers und keinen Regen, der auf ein Dachfenster prasselt.

Gehörlose haben keine Vorstellung von laut und leise, denn sie hören ja den Unterschied nicht. Ich habe keine Ahnung, wie laut die Lautstärke eines Hubschraubers tatsächlich ist – denn auch wenn ich von Hörenden weiß, dass er sehr laut ist, kann ich ihn nicht hören. Ein Rasenmäher bringt 80 Dezibel zustande, eine Kreissäge 100, ein Düsenflugzeug 120. Nicht mal wenn man direkt neben mir einen Silvesterböllern abfeuern würde, würde ich es hören – was ich spüre, ist der Luftdruck, allerdings nur bei sehr lauten Geräuschen, die in meiner Nähe stattfinden.

Jedes Geräusch ist im Grunde eine Schwingung des Luftdrucks, die auf das menschliche Trommelfell auftrifft. Dieser Impuls wird an das Gehirn weitergeleitet und dort in einen akustischen Eindruck umgewandelt. Je heftiger die Schwingung, die auf das Trommelfell trifft, umso lauter

wird der Höreindruck. Die Energie, die ein Geräusch hat, entscheidet also über die Lautstärke.

Diese starke Energie nehme auch ich wahr – selbst wenn ich sie nicht hören kann, denn in meinem Ohr funktioniert die Übersetzung von Schall in Geräusch nicht mehr, auch wenn meine Trommelfelle noch vollkommen intakt sind. Ich habe niemals einem Klavierspiel gelauscht und weiß nicht, wie sich Laub anhört, das auf die Erde fällt. Was ich jedoch weiß: Blätter segeln leise von den Bäumen herab. Deswegen ist der Satz »Sie weiß nicht, dass der Schnee lautlos auf die Erde fällt« aus Herbert Grönemeyers Lied »Musik nur, wenn sie laut ist« auch Quatsch. Ich weiß, dass Schnee lautlos auf die Erde fällt! Es ist eine zarte, sachte Bewegung, ein luftiger Hauch, der so gut wie keine Energie für sich beansprucht, im Gegensatz zu Hagel, der mit einer ganz anderen Intensität auf den Asphalt donnert, ja sogar von ihm abprallt und noch ein paar Mal über den Boden springt. Das muss ich nicht hören, das kann ich sehen.

Ein im Wind rauschender Baum ist lauter als sich kaum bewegende Äste in einer lauen Brise. Den Wind kann man nicht sehen, aber man kann wahrnehmen, was er in Bewegung setzt. Was ich »höre«, nehme ich über die Augen, nicht über die Ohren wahr.

Ich könnte traurig sein über den Verlust meines Gehörs. Oder mein Schicksal verfluchen. Wenn der Arzt aufmerksamer, skeptischer oder möglicherweise erfahrener gewesen wäre, würde ich heute vermutlich noch hören. Ich wäre nicht taub – und ja, das ist ein Begriff, den man verwenden darf. Genau wie »gehörlos«, das ist der medizinische Name.

Nur das Wort »taubstumm« haben Gehörlose nicht gern, und zwar aus zweierlei Gründen: Zum einen sind einige Gehörlose durchaus in der Lage, sich verbal auszudrücken. Einige erwerben die Fähigkeit zu sprechen – und sind damit nicht stumm. Zum anderen ist die Gebärdensprache eine sehr gute Möglichkeit, sich mitzuteilen. Dass nicht alle Hörenden diese schöne Art der Unterhaltung beherrschen, macht sie vielleicht gebärdenblind – aber uns noch lange nicht stumm. Das bedeutet nämlich wortwörtlich: »das Unvermögen zu sprechen«.

Auch wenn mein Gehör nicht mehr funktioniert, habe ich eine Menge zu sagen. Vielleicht sogar mehr, als wenn der Kinderarzt damals die Entzündung des Hörnervs erkannt hätte und ich heute hören könnte. Alles, was uns im Laufe unseres Lebens widerfährt, Gutes wie Schlechtes, Angenehmes wie Unangenehmes, Geplantes wie Ungeplantes, wirkt auf uns und verändert unser Wesen. Selbst eine vermeintlich harmlose Erkältung kann, wie in meinem Fall, ein ganzes Leben beeinflussen. Wer wäre ich heute, wenn ich hören könnte? Vermutlich ein noch hektischerer Mensch, ein rastloser Workaholic, ein zuweilen unausstehlicher Perfektionist. Ich würde wahrscheinlich seltener hinter die Fassade oder unter die Oberfläche blicken – denn dank meines Handicaps bin ich dazu gezwungen, immer ganz genau hinzusehen.

Wenn ein Sinnesorgan wegfällt, entwickeln sich die anderen umso besser. Ich nehme kleinste Veränderungen in der Mimik meines Gegenübers wahr. Einen Wimpernschlag. Ein Zucken des Mundwinkels. Oder eine leicht be-

schleunigte Atmung. Ich muss niemanden fragen, ob er schlechte Laune hat, denn ich erkenne es beim ersten Blick ins Gesicht.

Ich sehe mehr als andere. Was ich über die Augen wahrnehmen kann, hilft mir, mich in meinem Alltag zurechtzufinden. Meine Gehörlosigkeit hat mich zu einem hervorragenden Beobachter werden lassen. Es gibt für mich nichts Schöneres, als in einem Café an einer Uferpromenade zu sitzen und dem Treiben zuzusehen. Für mich ist das wie Radio hören: Ich sehe einen Terrier, der an der Leine zieht und kläfft, wobei sich sein kleiner Körper bei jedem Bellen zusammenzieht. Sein Frauchen beachtet ihn nicht, denn ihr Blick ist aufs Handy gerichtet. Ihr Gesichtsausdruck sieht zufrieden aus, vielleicht hat sie gerade eine Nachricht von einem lieben Menschen bekommen. Ihr Hund zieht stärker an der Leine, denn er hat ein Kleinkind in einem Buggy entdeckt, das selbstvergessen an einem Eis leckt. Die Frau sieht vom Handy auf, nimmt eine andere Haltung an. Streng ruft sie ihrem Hund etwas zu, dabei straffen sich ihre Schultern, und es bildet sich eine steile Falte zwischen den Augenbrauen. Die Mutter des Kleinkinds hat offenbar Angst vor Hunden, denn während das etwa zweijährige Mädchen dem Hund seine Eistüte hinhält und ein Tropfen des klebrigen, rosafarbenen Erdbeereises auf seinen Oberkörper kleckst, reißt sie den Buggy herum. Das Kind lässt vor Schreck das Eis los, es fällt auf den Boden. Die Mutter eilt mit dem Buggy davon, das Kind beginnt zu weinen, ich erkenne es an seiner zitternden Unterlippe und den Fäusten, die es ballt. Dem Terrier ist das egal, denn er macht

sich glücklich über das am Boden zerfließende Erdbeereis her. Das bemerkt sein Frauchen aber nicht, denn wieder ist sie in ihr Handydisplay versunken ...

Es ist nur eine kurze Szene, aber sie kommt für mich ganz und gar ohne Geräusche aus. Dabei habe ich nicht das Gefühl, dass mir etwas fehlt – ich kenne es ja aber auch nicht anders. Und es bringt nichts, sich über das, was nicht ist, den Kopf zu zerbrechen. Es ist, wie es ist. Meine Gehörlosigkeit gehört zu mir, genau wie meine dunklen Haare, meine Körpergröße oder die kleine Narbe am linken Mundwinkel, die ich mir als Kind eingefangen habe, als ich mal vom Fahrrad fiel und mir den Lenker in die Wange bohrte. Nicht hören zu können hat mich zu dem Menschen gemacht, der ich heute bin: einem Stehaufmännchen, Optimisten und Brückenbauer zwischen der hörenden und der gehörlosen Welt. Mich und mein Schicksal zu bemitleiden war nie eine Option. Wie die meisten Gehörlosen mag ich die stille Welt. Ich finde es schön, dieses Leben, das ich durch die Augen erkunde. Und ich mag die Ruhe, die die stille Welt in mir auslöst.

Ich wurde einmal gefragt: »Wenn du in der Mitte einer Brücke stehen würdest, auf der einen Seite die gehörlose, auf der anderen Seite die hörende Welt, und die Brücke würde in fünf Sekunden explodieren – für welche Seite würdest du dich entscheiden?« Ganz im Ernst? Noch vor der Explosion würde es vermutlich mich in der Luft zerreißen, denn ich wüsste nicht, wie ich mich entscheiden sollte. Ich liebe die Stille – aber ich würde manchmal auch gern wissen, wie es ist zu hören.

Gleichzeitig verdeutlicht die Frage (oder vielmehr: meine Antwort darauf), dass es schwer ist, mich in eine Schublade zu stecken. Einerseits bin ich Gehörloser, andererseits aber auch in der Lage zu sprechen. Ich fühle mich beiden Welten zugehörig und würde auf keine verzichten wollen.

Die Gebärdensprache hat beispielsweise ihre ganz eigene Schönheit. Sie ist klar und prägnant und bietet doch so viel mehr Raum zur Interpretation, als es die gesprochene Sprache vermag. Denn wer mit Gesten redet, drückt damit auch seine Emotionen aus. Ich denke nur an einen Italiener, der mit wütendem Gesichtsausdruck wild mit den Händen herumfuchtelt – oder einen Gastgeber, der die Tür zu seinem Haus öffnet und die Arme weit ausbreitet, um seinen Besucher willkommen zu heißen.

Was uns die Gestik verrät

Unter Gestik versteht man die Gesamtheit der unbewusst oder bewusst eingesetzten Hand- und Armbewegungen, die man in der zwischenmenschlichen Kommunikation benutzt. Sie gehört wie die Mimik zur nonverbalen Kommunikation, ersetzt teilweise Mitteilungen der verbalen Sprache oder unterstreicht diese. Stehen die Gesten im Widerspruch zum Gesagten, kann uns das interessante Einblicke in das Seelenleben unseres Gegenübers geben.

Bewegung	Emotion
Finger an die Nase legen	Konzentration, Bedenken, aber auch: Überlegenheit

gefaltete Hände	Überlegenheit
Stirnrunzeln	Unmut oder Ärger, Tadel
mit den Fingern herumspielen	fehlende Konzentration, Desinteresse, Nervosität
mit den Fingern trommeln	Ungeduld, Nervosität
Hände hinter dem Kopf verschränken	Überlegenheit, dargestellte Souveränität, innere Ruhe
Händereiben	Selbstzufriedenheit, aber auch: Unruhe
am Kopf kratzen	Ratlosigkeit, Unsicherheit
am Kinn reiben	Grübeln, aber auch: Zufriedenheit
Kopf aufstützen	Abgeschlagenheit, Erschöpfung, aber auch: Langeweile
vor der Brust verschränkte Arme	bei Männern: Ablehnung bei Frauen: Unsicherheit
geöffnete Handflächen zeigen	Sicherheit, Souveränität
Handinnenflächen verbergen	etwas verbergen oder nicht sagen
mit dem Finger auf Gegenüber zeigen	Aggressivität
erhobener Zeigefinger	Überheblichkeit

Wer hören kann, ist für die Körpersprache nicht ganz so empfänglich und fühlt sich durch Gebärden, vor allem die, die Gefühle ausdrücken, manchmal verunsichert. Ich bin

einmal mit einer ebenfalls gehörlosen Freundin Auto gefahren. Wir unterhielten uns angeregt, auch als wir an einer roten Ampel stehen bleiben mussten. Plötzlich klopfte es an der Beifahrerscheibe. Meine Freundin ließ das Fenster herunter und sah den Mann an, der ins Auto hineinklickte.

»Ist bei Ihnen alles okay?«, wollte er von meiner Freundin wissen.

Sie sah ihn verständnislos an. Zwar konnte sie von seinen Lippen ablesen, was er gesagt hatte – aber sie wusste nicht, was er meinte.

Er interpretierte ihre fehlende Antwort falsch. »Bedroht Ihr Begleiter Sie? Gibt es ein Problem?« Der Mann zeigte auf mich.

Meine Freundin machte erst große Augen, dann fing sie an zu lachen und versuchte ihm anschließend begrifflich zu machen, dass wir beide gehörlos waren und uns nur in Gebärdensprache unterhalten hatten. Dem Mann war das sichtlich peinlich. Glücklicherweise wurde er durch das Umschalten der Ampel auf Grün und das Hupen hinter uns aus der unangenehmen Lage befreit.

Ich habe den Eindruck, dass sich besonders in Deutschland die Menschen mit der Gebärdensprache schwertun, da man hier allzu ausufernde Gesten nicht unbedingt mag. Die Deutschen gelten als präzise, leicht unterkühlte Vernunftmenschen, die nicht lange um den heißen Brei reden, sondern schnell auf den Punkt kommen. Witzigerweise ist das bei der Gebärdensprache nicht anders – nur die Artikulation ist eine andere.